

Brigitte Fenner

## Kirche – wofür?

Auf dem Tisch eine Karte mit eingezeichneten Kirchtürmen und Gemeindegrenzen. Einige Spielfiguren aus „Mensch ärgere dich nicht“ liegen bereit. Nomen est omen? Unsere Superintendentin und ich als stellvertretende Superintendentin haben uns zu einem Experiment verabredet. Auf dem Laptop rufen wir die nach der aktuellen Kirchenmitgliedschaftsstudie prognostizierten Gemeindegliederzahlen für unsere Klasse (vergleichbar einem Kirchenkreis) auf und die uns im Jahr 2031 noch zustehenden Pfarrstellenanteile. Wir möchten Szenarien entwickeln, welche Regionen wie zusammenarbeiten könnten, wo noch Pfarrstellen eingerichtet bleiben, wo sich interprofessionelle Teams empfehlen. Spielerisch wollen wir es angehen, aber ohne zu würfeln. Eher mit Liebe zu den Aufgaben und Respekt vor den verbleibenden Gemeindegliedern, den Kolleg\*innen, dem theologischen Nachwuchs und den teilweise natürlichen räumlichen Grenzen. Der Teutoburger Wald ist wirklich ein Hindernis. Oder doch nicht? Wie wollen wir weltweite Kirche sein, wenn schon ein kleinerer Höhenzug trennt? Und ist der Blick auf die verbleibenden eigenen „Schäfchen“ nicht schon grundfalsch?

Vielleicht hätten wir vor dem Spiel erst einmal beten sollen oder zumindest die Frage beantwortet, die mir für diesen Artikel aufgegeben ist: Kirche – wofür? Das viel beschworene „Why“ klären, bevor es an Strukturfragen geht. Dennoch sind Strukturfragen nicht lächerlich. Wer in kirchlicher Leitungsverantwortung steht, kommt nicht drumherum. Natürlich waren unsere Ergebnisse ernüchternd. Der Blick auf jede Lösung so, dass wir gleich einen neuen Versuch gestartet haben. Aber wir haben Fotos gemacht, damit doch immerhin eines deutlich wird: Es gibt immer mehr als nur einen Weg. Wir sind nicht ohnmächtig, sondern können Entscheidungen treffen. Und da sind wir dann wirklich bei dem Kirche – wofür?

„Nah bei den Menschen“, so lautete lange Zeit der konzeptionelle Leitspruch meiner eigenen Gemeinde. Weil Gott Mensch wurde, weil Jesus den Verzweifelten nahekam, weil man – wie Gerard Minard es in einem seiner Bücher konsequent vorge-macht hat – das Wort Gott auch mit Humanität

übersetzen könnte. Aber wie werden wir nah bei den Menschen sein, wenn die Handlungsräume größer werden, die Entfernungen weiter? Als Dorfpastorin mit 25-jähriger Dienstzeit an einem Ort genieße ich die gewachsene Nähe zu den Menschen bei jeder Trauerfeier, bei den Hochzeiten, in Krisengesprächen. Ich bin froh, dass ich meinen Beruf noch so ausüben kann. Ganz traditionell. Und doch schon längst nicht mehr traditionell. Denn das ist eine andere Erfahrung: Es gibt Nähe auf Zeit und über größere Entfernungen hinweg. In der Flüchtlingsarbeit haben wir das bemerkt. Große Intensität über einige Jahre, dann ziehen die Menschen weiter, gehen eigene Wege und das ist doch gut so. Nah sein ist kein Selbstzweck, sondern hat das Ziel, Menschen wieder auf die Füße zu stellen. „Nimm dein Bett und geh“. Für einen Moment wurde das Dach aufgedeckt und größtmögliche Nähe ermöglicht, aber dann folgt der aufrechte Gang. Auch Jesus zieht weiter, nachdem er Menschen geheilt oder gepredigt hat. Er war eben kein Pastor am festen Ort. Vielleicht sollten wir wieder Wanderprediger\*innen werden und uns nicht dafür fürchten. Die einfühlsame und solidarische Nähe zum Menschen halte ich allerdings für unverzichtbar für eine glaubwürdige Kirche. Dafür braucht es eine gute seelsorgerliche und kommunikative Ausbildung für Haupt- und Ehrenamtliche.

Ich schöpfe aus den biblischen Erzählungen und aus den Gebeten, Gemälden und Gemäuern, die diese Schätze hüten. Aber die christliche Tradition ist kein Museum. Sie muss sich stets erneuern. Nur so kann sie sprechen. Nur so erreicht sie mein Ohr und mein Herz, kommt Menschen nahe und macht zwischendurch sogar glücklich.



Brigitte Fenner,

PfarrerIn der Lippischen Landeskirche

Vielleicht sollten wir wieder Wanderprediger\*innen werden und uns nicht dafür fürchten.